

Die Grafen von Buchenau

Roman von A. B.

(9. Fortsetzung.)

„Da muß ihm die Noth schon ziemlich an den Kragen gegangen sein,“ erwiderte er rauh. „Aber Du verstehst, wenn Du glaubst, daß es bei ihm tiefer gehe. Ein Spieler, ein moralisch heruntergekommenen Mensch, wie der, besser ist nicht so im Handumdrehen. Wenn den das Leben nicht noch ganz unterkriegt, wenn ihn nicht irgend ein besonderes Ereignis durch und durch rüttelt, dann wird nichts mehr aus ihm. An die Besserung glaube ich nicht. Doch genug von dem Bagatel. Ich verachte und hasse ihn mehr als je. Er ist der Mörder seiner Mutter.“

Dietch erschrak über die Festigkeit des Grimmes und den unersöhnlich harten Ton, mit dem der alte Herr gesprochen hatte und feufzend gab er die Idee auf, die ihn während der ganzen Fahrt lebhaft beschäftigt hatte.

Die Kranke begrüßte den Eintretenden mit schwachem Lächeln. Ihr Athem ging mühsam. Auch sonst war eine erschreckende Veränderung in ihr vorzuzusehen. Ihr Antlitz war geistlos, fast durchsichtig. Ihre Hände hatten fast völlig das Fleisch verloren und wühlten nur noch aus Knochen und Sehnen zu bestehen. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen und blickten matt und fast glanzlos.

Er schüttelt fast Dietch vor dem Bett in seine Kniee.

„Meine arme, arme Mama!“ flammelte er, mühsam seine Thränen zurückhaltend.

Die Hand der Greisin strich liebend über das Haupt des Knieenden. Und nun bestete sie den Blick auf ihn fragend, liehend inangewohnter, unruhiger Spannung. Dietch erhob sich. Der alte Graf stand zur Seite des Bettes und hatte eine Medizinflasche von dem Nachtschiff genommen, deren Etikette er angelegentlich betrachtete.

„Papa!“ flüsterte Dietch bittend und machte dem Aufstehenden ein stummendes, flehendes Zeichen.

Der Graf zauberte einen Moment. Dann zuckte er mit den Schultern und verließ schweigend das Zimmer.

Dietch beugte sich zugleich zu der Kranke hinab und legte seinen Mund an ihr Ohr.

„Er läßt Dich grüßen — Bodo,“ wisperte er ihr zu, „und sendet Dir durch mich seine Bitte um Verzeihung. Es geht ihm gut, ich habe ihm eine Anstellung verschafft. Er arbeitet fleißig.“

Ein Lächeln strahlte über das eingesunkene Gesicht, ihre zitternden Hände falteten sich, und ein leuchtendes Bild flog zur Decke empor.

„Hast Du es ihm schon gesagt?“ flüsterte sie nun, nach der Thür blickend, durch die der Graf verschwand.

Dietch nickte.

„Und was — was sagt er?“

Eine martervolle Spannung malte sich in den Zügen der Kranke.

Dietch blühte schweigend zu Boden. Dann kam es wie ein Verzeihungsausbruch aus der leuchtenden, röhrenden Brust der Kranke heraus:

„Ach, wenn ich ihn doch noch einmal sehen könnte!“

Und plötzlich brach sie in ein fassungloses, trampfartiges Schluchzen aus.

„Ich kann nicht eher sterben,“ jammerte sie.

Dietch stand neben dem Bett, bis sich die Lippen wund, und heiße und kalte Schauer durchrieselten ihn. Endlich konnte er es nicht mehr ertragen.

„Sei ruhig, Mama,“ sagte er, sich liebend über sie beugend. „Ich bringe ihn Dir.“

Er schreie schnurstracks zu seinem Vater zurück, bleich, mit erschöpfter Miene trat er vor den alten Grafen. Schlicht, in knappen Worten berichtete er. Kein bittendes, überredendes Wort fügte er hinzu, nur die kurze Erklärung:

„Den Jammer kann ich nicht mit ansehen. Ich reise wieder ab, Papa!“

Da ging ein Schreden durch die hohe, breitschultrige Gestalt des alten Herrn; es war wie ein Aufbäumen; in den gesenkten, stolzen Zügen arbeitete es und wühlte es; seine Hände schlossen sich und ballten sich zu Fäusten. Seine Lippen suchten heftig — es war wie ein letztes Sträuben. Und nun endlich stießen sie die Worte hastig heraus:

„Gut, laß ihn kommen! Depeschire ihm! Dem Mutterherzen soll sein Recht werden. Die Frauen sind eben aus anderem Teig wie wir Männer. Führe ihn zu ihr, wenn er da ist, und speckte ihn dann wieder nach dem Bahnhof! Ich werde mir so lange Zimmerarrest aufzulegen.“

Dietch warf mit fliegender Feder ein kurzes Telegramm auf ein Blatt Papier und landete die Depesche unverzüglich mit reitendem Boten nach der nächsten Eisenbahnstation. Darauf eilte er zu seiner Mutter zurück.

„Er kommt!“ rief er ihr schon von der Thür aus zu.

Als er darauf vor ihrem Bette stand, schloß sie seine Hand mit trampfartem Drud. Aber die Ruhe, die Dietch von seiner Botschaft für

die kranke Mutter erhofft hatte, trat nicht ein. Im Gegentheil, ihre nervöse Erregung stieg von Viertelstunde zu Viertelstunde. Unruhig warf sie sich in ihren Kissen. Eine innere Angst verzerrte ihre Züge.

„Nur jetzt nicht sterben, jetzt nicht sterben!“ jamerte sie wiederholt.

Die Alchemie nahm einen so besorglichen Charakter an, daß Dietch erschrocken seinen Vater rief. Auch der alte Graf entsetzte sich, er kannte diesen Zustand, und eilend gab er den Auftrag, den Arzt zu holen. Doch ehe dieser auf dem Schloß eintraf, stellte sich der gefährliche Herzkrampf ein. Der Anfall war diesmal so heftig, daß der Graf fürchtete, die Kranke würde ihm unter den Händen sterben. Aber der Anfall ging vorüber, sei es, daß die Arznei half, die der Arzt, der endlich auf Schloß Buchenau anlangte, mitgebracht hatte, sei es, daß der Wille der Kranken, die nicht sterben wollte, ohne ihren Lieblingssohn noch einmal zu sehen, die Seele noch in dem gebrechlichen Körper zurückhielt. Freilich, zu Tode erschöpft lag sie regungslos, die Augen in fieberischer Unruhe nach der Thür richtend und von Zeit zu Zeit zusammenzuckend, so oft ein lautes Geräusch vom Hofe herindrang.

Endlich hörte man einen Wagen im stärksten Trab herantrollen; der alte Graf, der an dem Bett der Kranken saß, fuhr in die Höhe und entfernte sich. Dietch folgte ihm, um wenige Sekunden später mit Bodo zurückzukehren.

Der Anblick des bleichen Gesichts, über dem bereits die Schatten des Todes schwebten, machten doch einen überwältigenden Eindruck auf den zehnjährigen. Er versetzte sich heftig, seine Züge verzerrten sich, und die Thränen stürzten ihm unaufhaltsam aus den Augen, während er erschüttert vor dem Bett in die Kniee sank.

Die Sterbende aber machte eine schwache Bewegung mit der Hand und deutete ihm an, näher zu ihr heranzutreten. Und so richtete sich Bodo wieder auf und beugte sich über seine Mutter, und sie sah ihn aus unmittelbarer Nähe an und liebte mit ihren zitternden Händen sein Gesicht.

Und dann kam ein leises Flüstern von ihren Lippen:

„Papa!“

Der Arzt winkte und flüsterte dem jüngeren Sohn ein paar Worte ins Ohr. Dietch eilte hinaus und kehrte mit dem Grafen zurück. Bodo hatte sich bei dem Eintritt des alten Herrn straff in die Höhe gerichtet; demüthig trat er ihm entgegen. Aber der Graf schritt an ihm vorüber, den Blick starr geradeaus gerichtet, als ob er ihn überhaupt nicht bemerkte.

„Wie fühlst Du Dich, Dora?“ fragte er und neigte sich zu der Sterbenden hinab. Sie ergriff mit einer letzten Kraftanstrengung seine Hand. Zugleich flüsterte sie den Namen ihres ältesten Sohnes und als derselbe herzutreten war, ergriff sie auch seine Hand und legte sie in die ihres Vaters. Dann sank ihr das Haupt schwach zurück, und ein letztes tiefes Athemholen hob die röhrende Brust.

Mit einem Ruck rief der alte Graf seine Hand aus der des verlorenen Sohnes. Dann strich er leise über die Augen der Entschlafenen und versetzte sich noch einmal mit allen Sinnen in den Anblick der stillgewordenen, starrten Züge.

Dietch war in seine Arme gesunken; er küßte die schlaff herabhängende Hand der Verbliebenen und neigte sie mit seinen Thränen.

Bodo hatte sich an das Fußende des Bettes zurückgezogen. Er verschränkte seine beiden Arme auf der hochragenden, geschnittenen Rückwand des Bettgestelles, drückte sein Antlitz darauf und meinte bitterlich:

Siebzehntes Kapitel.

Am andern Morgen in aller Frühe trat ein Diener in Bodos Schlafzimmer.

„Es ist angepasst, Herr Graf.“

Bodo rieb sich verwundert und gähnend die Augen.

„Angepasst? Wo zu?“

„Der Herr Graf wollten doch heute zur Eisenbahnstation zurück, um abzureisen. Der Herr Graf, Ihr Herr Vater, hat selbst das Anspannen befohlen.“

Bodo biß sich auf die Lippen. Er verstand jetzt. Sein Vater war unversöhnlich. Die Szene am Sterbebette hatte seinen Groll nicht gebrochen. Der Unerbittliche wies ihn auf diese Weise abermals aus dem Hause hinaus. Stutzend kleidete er sich an. Ihm war zu Muth, wie Jemandem, der aus lichter Höhe in eine gräßliche Tiefe stürzt. Schon hatte er geglaubt, daß er nun im Schloß in Gnaden aufgenommen und begorger sei und nun mußte er in die schreckliche Schreiberstube zurück.

Dietch blieb natürlich zur Beerdigung; auch Franziska traf rechtzeitig im Trauerhause ein, um ihrer verstorbenen Schwiegermutter die

letzte Ehre zu erweisen, ebenso wie der Kammerherr Baron von Glümer-Rottenfeld und seine Gattin, die unmittelbar nach dem Begräbniß nach Berlin zurückkehrten. Dietch und Franziska traten zwei Tage später die Heimreise an, während der alte Herr einsam zurückblieb, um die Zinsen für die aufgenommenen Hypotheken herauszuwirtschafte.

Alles kam somit wieder in das alte Geleise, nur mit Bodo schien eine Veränderung vorzugehen. Er ersah nur noch selten des Abends einmal zu Besuch in der Wohnung seines Bruders. Und wenn er kam, lag etwas Unruhiges, Scheues, Nervöses in seinem Wesen. Er sprach nicht mehr von dem neuverwählten Beruf, von dem er sonst immer allerlei Ernstes und Humoristisches mitzutheilen gewohnt hatte, und seine Besuche fürzte er ab, soweit es die Schicksalstüchtigkeit zuließ. Schließlich kam er überhaupt nicht mehr. Als vierzehn Tage nach seinem letzten Besuche vertrieben waren, fing Dietch an, beunruhigt zu werden und er beschloß, den Justizrath aufzusuchen, um sich über Bodo zu erkundigen. Aber noch ehe er diesen Entschluß ausgeführt, wurde Dietch von dem Justizrath telephonisch angerufen. Er — der Justizrath — bitte in einer Privatangelegenheit um des Kollegen Besuch. Voll trüber Ahnung machte sich Dietch gegen Abend auf den Weg. Der Justizrath empfing ihn mit erstem Gesicht.

„Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mittheilen,“ nahm er ohne Umschweife das Wort, „daß ich Ihren Bruder heute habe fortschicken müssen.“

Dietch erschauerte.

„Hat er sich etwas zu Schulden kommen lassen?“ stammelte er erschreckt.

Der Justizrath lächelte fast lässlich. „Im Grunde genommen,“ antwortete er, „ist es nichts so sehr Schlimmes. Ich will es unläuterer Wettbewerb nennen. Mancher würde es ihm sogar zum Lobe anrechnen und es als Gewandtheit, Selbstständigkeit, Ehrgeiz und regen Geschäftssinn bezeichnen. Um es kurz zu sagen: er hat meine Klienten, die er in meinem Bureau kennen gelernt, aufgesucht und ihnen bei kleinen Zivilprozessen seine sachmännischen Dienste angeboten. Er arbeitet viel billiger als ich und mindestens ebenso gut. Es haben sich auch richtig einige meiner Mandanten bereit finden lassen, ihm Aufträge zu erteilen. Er hat allerlei Schriftsätze ausgefertigt: Klagen und Eingaben angefertigt. Jedoch, wie es scheint, nicht immer zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber. Schließlich beschwerte sich einer derselben bei meinem Bureauvorsteher und so kam auch mir die Sache zu Ohren. Sie begreifen, lieber Kollege, daß ich die Ordnung wegen und um meiner übrigen Schreiber willen das böse Beispiel nicht dulden durfte.“

Dietch schämte sich für seinen Bruder, der nicht nur sich selbst, sondern auch ihn bloßgestellt hatte. Die steifliche Aeußerung seines Vaters, der nicht an die Besserung des Leichtsinnsigen hatte glauben wollen, kam ihm ins Gedächtniß.

Noch an demselben Abend suchte er den Uebelthäter auf.

In einem Hinterhause der Wilmersdorferstraße bewohnte er ein einfaches Chambregarnie bei einer armen Wittwe. Die beiden netz gekleideten jungen Mädchen, wahrscheinlich die Tochter der Wittwe, öffneten dem Klingelnden. Ein paar kollekte dunkle Augen blickten ihm an.

„Jawohl, der Herr Graf ist zu Hause,“ antwortete sie auf seine Frage, das Prädikat „Graf“ mit unverkennbarer Genugthuung betonend. Offenbar that sie sich etwas zu gut auf den hohen Rang ihres Chambregarnies.

Dietch fand den Bruder durchaus nicht in der zernüchternen Stimmung, die er bei ihm, nach dem, was gesprochen, vorausgesetzt hatte. Auf Dietchs Vorwürfe zuckte er nachlässig mit den Achseln und erklärte trocken: „Meine Schuld ist es nicht. Bei vierzig Mark monatlich ist man doch auf einen Nebenverdienst angewiesen.“

„Aber habe ich Dir denn nicht einen Zuschuß gegeben!“ wandte Dietch erwidert ein. „Man muß sich eben einrichten mit dem, was man hat. Was wirst Du denn nun anfangen?“

Bodo zeigte eine sehr selbstbewußte Miene.

„Deshalb sei nur unbesorgt! Ich habe viel was Besseres in Aussicht. Denke Du, das war mir nicht peinlich! Also, ich habe im Bureau gelegentlich einen Stellmeister kennen gelernt, der im Lutterfall am Kurfürstendamm angestellt ist. Der will mir eine Anstellung verschaffen. Da bin ich denn doch wieder in meinem Element. Als Schreiber taugt ich nicht. Ich habe kein Eigenthum. Du weißt, daß ich Kavallerist bin mit Leib und Seele. Ich meine, man darf seiner Natur nicht Gewalt anthun, sondern muß in erster Linie seinen Fähigkeiten gemäß leben und wirken.“

Dietch war nicht in der Stimmung, sich mit dem Leichtsinnsigen in einen philosophisch angehauchten Disput einzulassen. Er zuckte mit den Achseln u. ging. Diesmal schien Bodo nicht gepakt zu haben, denn schon nach acht Tagen erschien er eines Abends bei seinem Vater, um triumphirend mitzutheilen, daß er im Lutterfall als Reitlehrer angestellt sei mit einem Anfangsgehalt von 120 Mark monatlich. Dabei stän-

den ihm von seinen Schülern, die durchweg vornehme Leute seien, hohe Nebeneinnahmen in Aussicht. Bantiers-Söhne, Studenten, junge Juristen, Künstler und allerlei reiche Ausländer seien darunter und er — Bodo — fühle sich glücklich in seinem Beruf, der ihn mit Leuten von Bildung und Rang in Berührung bringe.

Bodo hatte nicht zu viel gesagt, das entnahm Dietch mit Sicherheit dem Umstand, daß Bodo sich gar nicht mehr sehen ließ und sich auch den monatlichen Zuschuß, den er ihm bisher gegeben, nicht abholte. Da er aber eingedenk des seiner Mutter gegebenen Versprechens es für seine Pflicht hielt, sich um Bodo zu kümmern, so begab er sich wieder eines Abends nach der Wilmersdorferstraße. Diesmal öffnete ihm eine alte, einfach gekleidete Frau.

„Der Herr Graf ist nicht zu Hause,“ beschied sie.

Dietch stand verlegen in der geöffneten Thür.

„Ich möchte ein paar Zeilen hinterlassen,“ sagte er endlich. „Ich finde wohl im Zimmer des Grafen Papier und Feder.“

Aber die alte Frau machte keine Miene, ihm Eintritt zu gewähren. In sichtlicher Verlegenheit stand sie auf der Schwelle zwischen dem Korridor und dem Einlaßbegehrenden.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zögernd. „Ich kenne Sie ja doch gar nicht.“

„Ich bin der Bruder Ihres Miethers,“ entgegnete Dietch lächelnd. „Sie können mich getroßt einlassen.“

In diesem Augenblick ging die Thür des Zimmers auf, in dem Dietch seinen Bruder schon einmal gesprochen hatte, und das junge Mädchen, das ihm bei seinem ersten Besuch die Thür geöffnet, trat in den Korridor hinaus.

„Was giebt es denn, Mutter?“ fragte sie.

Die Frau berichtete. Das junge Mädchen lächelte Dietch freundlich wie einen alten Bekannten an.

„Jawohl, ich kenne ja den Herrn Grafen,“ sagte sie leicht bereitwillig. „Gewiß doch! Bitte nur näher zu treten, Herr Graf! Ich begreife nicht, Mutter, warum Du den Herrn Grafen noch so lange warten läßt.“

Damit eilte sie, sich totet in den Hüften wiegend, voran, öffnete die Thür von Bodo's Zimmer vollends und rief einen Namen hinein:

„Paul!“

Ein junger Mensch erschien, schwerfällig und langsam herausstapfend. Die alte Frau hielt eine Lampe in der Hand, und da konnte Dietch den Fremden, der sich in Bodo's Zimmer bequem gemacht zu haben schien, genau in Augenschein nehmen. Es war ein Burche von etwa fünfundsiebzig Jahren in Arbeiterkleidung. Er trug eine Blause, die Spuren von Del und sonstigen Flecken aufwies, wie sie Schloffer zu tragen pflegen. Auf dem Kopfe sah ihm schief auf einem Ohr eine Schirmmütze, an der er beim Anblick des Eintretenden nachlässig rüttelte. Ein paar dunkle, dreiflügelnde Augen und ein aufgebunnes, stark gerötetes Gesicht, sowie der scharfe Schnapsgeruch, den er sich verbreitete, machten seine Erscheinung nicht gerade zu einer anziehenden. „Es ist nur mein Bruder,“ erklärte das junge Mädchen und öffnete die eine der anderen beiden in den Korridor mündenden Thüren, durch die der Burche verschwand. Dann nahm sie ihrer Mutter die Lampe ab und leuchtete Dietch in Bodo's Zimmer hinein.

„Bitte, bedienen Sie sich,“ sagte sie und stellte die Lampe auf einen alten Schreibtisch, der am Fenster stand.

Dietch hatte bei seinem Eintritt bemerkt, daß auf dem Tisch am Sofa ein halbes Duzend Bierflaschen und zwei noch halbvolle Gläser standen. Doch er achtete nicht weiter darauf. Doch die Vermieterin in Abwesenheit ihres Miethers sein Zimmer benutzten, war ja besonders in so kleinen Verhältnissen nichts Auffallendes.

Rasch warf er ein paar Zeilen an Bodo auf's Papier. Dann empfahl er sich, von dem jungen Mädchen bis zur Korridorthür geleitet. Als er sich noch einmal zu einem Abschiedsgruß umwandte, bemerkte er, daß sie auf fallend viel Geschmeide trug: Ohrreine mit bunt schillerndem Opal, breite goldene Armbänder und verschiedene Ringe, darunter sogar einen blühenden Brillant. Waren es Geschenke ihres Bruders? Kaum! Unwillkürlich schloß ihm der Gedanke an Bodo durch den Kopf und eine widerliche Empfindung ging in ihm auf. Der Gruß, mit dem er sich verabschiedete, fiel kurz und kühl aus, trotz des freundlichen Lächelns und des zierlichen Anzuges, mit dem das junge Mädchen ihn bedachte.

Bodo aber ließ trotz Dietchs schriftlicher Bitte nichts von sich hören. Bittere und traurige Gedanken suchten Dietch heim. Lebte denn in dem Leichtsinnsigen kein Familienfenn mehr, kein brüderliches Gefühl? Er innerte er sich denn seiner Angehörigen nur, wenn er sich in Noth befand und auf ihre Hilfe angewiesen war? Es schien, als sei Bodo wieder einmal auf eine abschüssige Bahn gerathen und als erkläre sein Leichtsinns, sein Hang nach leichten Vergnügungen jede bessere Regung in ihm. War denn die erschütternde Scene am Sterbebette seiner Mutter ohne jeden tieferen Eindruck auf ihn geblieben?

Woher vergingen und drei Monate

waren seit Bodo's Anstellung als Reitlehrer im Lutterfall verstrichen, als Dietch seinem Bruder endlich einmal auf der Straße begegnete. Es war am späten Abend. Dietch war mit der Stadtbahn aus Berlin zurückgekehrt, als unweit der Station Halensee ein lustiges Pärchen seinen Weg kreuzte. Es war ein sehr elegant gekleideter Herr in flotten, kurzem Ueberzieher, den eleganten, spiegelblanken Zylinder fed auf eine Seite gerückt, der vor ihm herschritt und seinen Arm vertraulich in den einer nicht minder elegant gekleideten Dame gesteckt hatte, mit der er lebhaft plauderte und lachte. An dem Eingangsthor eines bekannten fashionablen Tanzsalons schwenkten sie von der Straße ab, und hier erkannte auch Dietch die beiden Tanzlustigen. Bodo war es, und seine Begleiterin war niemand anders, als seine freundliche Miethstochter, die offenbar mit dem Chambregarnie ihrer Mutter auf sehr vertraulichem Fuße stand.

Den wie erklart! Daselbstenden überriefelte es heiß. Woher nahm Bodo die Mittel zu seinem flotten Leben und zu den kostbaren Geschenken, die er seiner Geliebten offenbar gemacht hatte?

Achtzehntes Kapitel.

Es war vierzehn Tage später, als die Berliner Zeitungen den Bericht von einem sensationellen Morde brachten, den Dietch mit um so größerem Interesse las, als darin der Name seines Bruders vorkam. Der Zeitungsbericht lautete:

„Gestern Nachmittag ist der Grunewald der Schauplatz eines jener schändlichen Verbrechen geworden, die die Einwohner von Berlin und Umgebung nur zu oft in Schreden und Angst versetzen. Der Reitlehrer an dem bekannten Institut Lutterfall, Graf Bodo von Buchenau, war mit einem seiner Eleven, dem reichen jungen Amerikaner Mr. Watson in den Grunewald geritten. Sie befanden sich schon auf dem Heimwege, als auf dem Wege zwischen Paulsborn und Halensee dem jungen Amerikaner das Mißgeschick begegnete, daß seinem Pferde der Sattelgurt platzte und zwar derart, daß eine Reparatur an Ort und Stelle sich nicht bewerkstelligen ließ. Graf Buchenau hielt es für das zweckmäßigste, ohne erst Zeit mit vergeblichen Versuchen in der Nachbarschaft zu verweilen, nach dem Stall des nicht allzufern am Kurfürstendamm gelegenen Instituts zurückzukehren, um Ersatz zu holen. Mr. Watson blieb indes bei dem Pferde zurück. Als der Graf ungefähr eine halbe Stunde später zurückkehrte, war das Pferd verschwunden, seinen Schüller aber fand der Reitlehrer tot an der etwas einsam gelegenen Stelle des um diese Jahreszeit und bei dem unfreundlichen Wetter, das gestern herrschte, überhaupt nicht so sehr besuchten Grunewaldes. Jede Spur von Leben war bereits aus dem Körper des Unglücklichen entflohen. Die Züge waren gräßlich verzerrt vom Todeskampf, der Kopf des Toten mit Blut befeuchtet. Graf Buchenau war natürlich aufs Außerste erschrocken, den jungen Mann, den er so kurze Zeit vorher frisch und munter, über seinen kleinen Unfall scherzend verlassen, nun starr und für immer stumm wiederzufinden. Der Entsetzte ließ sich nicht die Zeit zur Untersuchung, nur dem eingetretenen Tod konstatirte er schnell, dann eilte er zu Pferde nach dem Amtsbureau Halensee. Der Amtsvorsteher, ein Protokollführer und ein Arzt begaben sich mit dem Reitlehrer an die Stelle des Verbrechens. Die Herren konstatarirten, daß ein Raubmord vorlag. Uhr, Ringe, Arawattennadel, Portemonnaie und eine Brieftasche, die der Amerikaner nach Aussteigen des Grafen bei sich getragen, fehlten. Der Tod war durch einen Schuß in die Brust herbeigeführt worden. Von dem Thäter fehlt vorläufig noch jede Spur.“

Dietch fühlte sich bei der Lektüre dieser Zeitungsnachricht mehr erschüttert als von den Berichten ähnlicher Verbrechen, gegen die ja der Großstädter allmählich eine gewisse Unempfindlichkeit erlangt. In den Abscheu, den ihm das gemeine Verbrechen einschloß, mischte sich die peinliche Empfindung, seinen Familiennamen in Verbindung mit einem so schrecklichen Bilde menschlicher Brutalität genannt und zugleich seinen Bruder vor der Öffentlichkeit als „Deklassirten“, als einen aus der üblichen Lebensbahn Entgleiten gleichsam gebrandmarkt zu sehen. Wie schwer würde sein Vater es empfinden!

Am Abend erwartete Dietch bestimmt den Besuch seines Bruders. Diesmal täuschte ihn seine Erwartung nicht. Bodo erschien, allerdings erst in ziemlich vorgerückter Abendstunde, blaß und verstört. Franziska begrüßte ihn freundlich, mit einer gewissen Theilnahme, während ihm Dietch mit einer verhaltenen Empfindlichkeit begegnete. Aber Bodo war viel zu aufgeregt, als daß er darauf acht gegeben hätte.

„Mir liegt der Schreck noch in den furchtbaren!“

Er schlug schauernd die Hände vor sein Gesicht, um sie im nächsten Augenblick wieder sinken zu lassen und mit nervöser Lebhaftigkeit fortzufahren:

„Er war mein Lieblingsjüngling, ein hübscher, lebensfroher junger Mann,

dabei Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Vierundzwanzig Jahre alt, reich, sehr reich, der einzige Sohn seiner Eltern, und muß nun auf so gemeine, hundsstößige Art ums Leben kommen!“

„Aber hat man keine Ahnung, wer der Thäter gewesen sein könnte?“

„Wahrscheinlich ein, den der Vorfall von der juristischen Seite zu interessieren anfang.“

„Nicht die mindeste, war doch bei der That Niemand zugegen, als der Verbrecher und sein Opfer. Dielem aber war leider der Mund schon für immer geschlossen, als ich eintraf.“

„Dann ist allerdings wenig Aussicht, daß man dem Thäter auf die Spur kommt.“

„Sehr wenig, so gut wie keine,“ erwiderte Bodo lebhaft. „Ich bin der Ueberzeugung, daß der Verbrecher nie entdeckt werden wird.“

„Das will ich nicht sagen,“ versetzte Dietch. „Der Zufall spielt oft wunderbar, und wenn auch die Behörde wenig Anhalt hat, die Erfahrung lehrt, daß Verbrecher mit einer so schweren Schuld auf dem Gewissen oft in der plumpsten Weise sich selbst verrathen.“

„Meinst Du?“

„Gewiß. Zum Beispiel hat man schon mehrfach die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß es den Mörder oft mit magnetischer Kraft nach dem Schauplatz seines Verbrechens zieht, daß er den Thäter schon und doch unwillkürlich angezogen umkreist und mit Vorliebe sich mit andern über die Mordthat unterhält.“

Bodo lachte schrill auf.

„Das wäre allerdings das Dummste, was sich ein Mensch thun könnte!“

„Er redete sich und unterdrückte mit Mühe ein Gähnen.“

„Herrgott, bin ich müde!“ sagte er zur Entschuldigung. „Der Schreck, der furchtbare Schreck! Und dann die wiederholten Verhöre. Ich komme direkt vom Berliner Polizeipräsidium. Ein Polizeikommissar hat mich wohl über eine Stunde ausgefragt, die Kreuz und Quer, bis mir zuletzt ganz wirbelig war.“

Bodo darauf brach Bodo auf. Er sah wirklich ganz verflört aus; der Eindruck des Erlebten schien in allen seinen Nerven noch nachzusitzern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Thierleben.

Zu der erwähnten Frage, ob Fische fischen, schreibt Herr Kühne-Reilly bei Friedberg, Neumark, im Bild und Hund Folgendes: „Zwei Begebenheiten sind mir erinnerlich, über die ich Bericht geben möchte. Mein Vater war in der Udermark Beamter. Das Revier umfaßte 3500 Morgen und war mit Füchsen besetzt; alles andere Raubgeheißel war nicht minder stark vertreten. Der Pfingstsonntag kam, und mit ihm der Tag, an dem das erste Fuchsgedeh gebraten wurde. Der ausgebeutete Bau lag in dem sog. Teufelsgraben am Dolgensee. Am Waldrand wurde Halt gemacht, alles Ueberflüssige abgelegt, und auf leisen Sohlen ging es vorwärts. Ein drohendes Bild wurde uns zu theil: Die Fähe sah vor dem Hauptthor, hatte einen 5 Pfund schweren Al im Fang und lederte. Vier von den rothen Räubern nälzten sich im Anäuel um die Alte, den ledernen Bissen zu erschauen. Nach den ersten zwei Schüssen war die Situation eine andere. Die Fähe und zwei starke, junge Rüben blieben im Feuer, und mit ersterer brach die Fähe, der am nächsten Tage den Mittagstisch zierte. Der Dolgensee liegt nur 2—300 Schritt vom Bau entfernt, und war der Fuchs wohl ein geübter Fährer, denn vor und in dem Bau lagen Fischabfälle in großer Zahl.“

Der zweite Fall beweist das Fischen des Fuchses noch krasser. Es war Anfang März, die Rechte lauchten und Reineke wühlte das auch wissen, denn ich hatte den Fuchsen schon etliche Abende am Grabenrand sitzen sehen; warum er sich dort aufhielt, war mir ein Räthsel. Eines Morgens, es war ein sonniger, warmer, sehr ich, wie Uran vom Grabenbord ins Wasser springt. An einen Selbstmord glaubte ich nicht, wurde auch bald eines Besseren belehrt; denn Reineke sprang am Land, schüttelte sich wie ein Hund und machte sich mit einem Hecht im Fang gemüthlich auf die Sohlen. Wohl acht Tage hat er dort gefischt ohne Fischkarte und Erlaubnißschein, dabei war der Kunde von einer raffinierten Schlaubeit und Frechheit. Zweimal senkte ich auf 150 Gänge vorbei, immer kam der Gauner wieder. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht: die dritte Krugel sah. Als ich zum Anschlag kam, war der Fuchs verendet, den 1 1/2 Pfund schweren Hecht im Fang haltend.“

Ueber die schlechten Zeiten wird am meisten in den Wirthshäusern geschimpft.

Wer wird bei der schwedisch-normedischen Scheidung die Alimente zu bezahlen haben?

„Aber Mama, ist der Onkel John ungebildet, der filirt ja fortwährend das Messer in den Mund.“ — „Ruhig, Lieblich, der Onkel John ist so reich, daß er sogar mit der Kohlenkaufes essen kann, wenn's ihm Spaß macht.“